

Katharina Fürholzer

Aphasie als Tod des Autors

Seelische Auswirkungen sprachlicher Ohnmacht bei C.F. Ramuz

Abstract: What is a writer without words? This chapter explores the psychological impact of aphasia-induced speechlessness on writers, focusing on the profession-specific dimension of linguistic vulnerability. Using the case of Swiss author Charles Ferdinand Ramuz (1878–1947), who suffered a stroke at age 65, the analysis draws on his extensive diaries to trace the emotional and existential consequences of his post-apoplectic language impairments. By contrasting pre- and post-stroke entries, the article shows how aphasia in writers does not only disrupt communication but also affects professional identity and self-perception – shedding light on a still underexplored intersection between impairment, mental distress, and literary authorship.

1 Hintergrund

Was ist ein*e Autor*in ohne Worte? Sprachliche Ohnmacht bedeutet für Schriftsteller*innen, die so wesentlich angewiesen sind auf die Beherrschung des geschriebenen Worts, eine existentielle Gefahr für ihre private wie professionelle Identität, und so wird es auch kaum verwundern, dass der Verlust über die Sprachkontrolle – welche Ursachen ihm auch zugrunde liegen mögen – mit bisweilen immensen seelischen Auswirkungen verbunden ist. Welche psychischen Implikationen sprachliche Ohnmacht für Schriftsteller*innen nun genau haben kann, dieser Frage ist vorliegender Beitrag gewidmet, mit besonderem Augenmerk auf Ohnmachtserfahrungen, die durch die Sprachstörung der Aphasie hervorgerufen werden. Mit Blick auf den intersektionalen Interessensschwerpunkt des vorliegenden Bandes steht im Folgenden somit ein Aspekt im Vordergrund, der in der entsprechenden Forschung im Vergleich zu Kategorien wie *gender* und *race*, für deren Bedeutung auch gesellschaftlich zumindest eine gewisse Sensibilität besteht, noch vergleichsweise randständig verhandelt wird, nämlich der Aspekt des Berufs. In diesem Zusammenhang wird so der Hypothese nachgegangen, dass sich die *pathologisch bedingten* Erfahrungen von Schriftsteller*innen kaum trennen lassen von *berufsspezifischen* Erfahrungen, die Besonderheiten des schriftstellerischen Berufs den seelischen Leidensdruck, der sprachliche Ohnmacht begleiten kann, also auf ganz eigene Weise beeinflussen können.

Diesen Korrelationen sei im Folgenden nach einem zumindest kurzen Blick auf die biopsychosozialen Dimensionen aphasischer Sprachohnmacht genauer nachgegangen. Grundlage meiner daran anschließenden Überlegungen bilden sodann keine medizinischen Textsorten (Fallstudien, Arztbriefe etc.), sondern Betroffene-perspektiven. Wenn ich im Folgenden also von psychischen oder seelischen¹ Belastungen spreche, handelt es sich in der Regel nicht um ärztlich bestätigte Diagnosen, vielmehr beziehe ich mich auf das subjektive Erleben, wie es von den von mir untersuchten Personen selbst zum Ausdruck gebracht wird. Im Fokus meiner Analysen steht der Schweizer Schriftsteller Charles Ferdinand Ramuz (1878–1947), der im Alter von 65 Jahren einen Schlaganfall erlitt und sich daraufhin mit Spracheinschränkungen konfrontiert sah, die in der neurologischen Forschung als Aphasie gedeutet wurden. Meine Auseinandersetzungen mit Ramuz stützen sich auf dessen postum veröffentlichtes Tagebuch, das dieser über mehr als die Hälfte seines Lebens geführt hatte. Der Vergleich seiner Aufzeichnungen vor und nach seinem Schlaganfall – in diesem Beitrag aus Gründen der Übersichtlichkeit als prä- und postapoplektische Aufzeichnungen rubriziert – eröffnet dabei ein komplexes Bild schriftstellerischer Ohnmachtserfahrungen und der damit einhergehenden psychischen Auswirkungen.

1.1 Sprachohnmacht erleben

Ursachen sprachlicher Ohnmacht sind vielfältig, erwachsen etwa persönlicher Traumata, schwerer Trauer oder auch der Konfrontation mit individueller oder struktureller Ungerechtigkeit. Bei Sprach- und Sprechstörungen manifestiert sich der Verlust der Sprachkontrolle auch physisch; ein Inbegriff pathologisch bedingter Sprachohnmacht ist die Aphasie, ein Kontrollverlust über die Sprache, der das jähre Ende (nicht nur) schriftstellerischer Karrieren bedeuten kann. Um die auch psychischen Implikationen von Aphasien für den schriftstellerischen Beruf leichter einordnen zu können, sei diese an dieser Stelle zumindest kurz definiert: Aphasien sind Sprachstörungen, die sich ergeben, wenn das neurologische Sprachzentrum z.B. in Folge eines Schlaganfalls oder Unfalls geschädigt wurde und daraufhin die Kontrolle über die Sprache (Lesen, Schreiben, Reden, Zuhören) beeinträchtigt wird bzw. temporär oder dauerhaft verloren geht. Die verschiedenen Syndromformen, über welche sich dies konkret äußert, werden in der Regel unterschieden in flüssige und nichtflüssige Aphasien. Während sich flüssige Aphasien, stark reduziert,

¹ Auch wenn es zwischen diesen beiden Begriffen fein nuancierte Bedeutungsunterschiede bestehen, verwende ich ‚psychisch‘ und ‚seelisch‘ im Kontext vorliegenden Beitrags rein synonym.

als eine Art Ausbruch beschreiben lassen, in welchen sich die Sprache zu ver-selbstständigen und fast unkontrollierbar aus den Betroffenen zu ‚ergießen‘ scheint, sind nichtflüssige Aphasien eher durch einen Abbruch der Sprache gekennzeichnet, der sich etwa im Gebrauch syntaktisch stark verkürzter Sätze, dem – das Verständnis erschwerenden – Fehlen von Funktionswörtern (Präpositionen, Deklinationen, Konjugationen) oder auch die (oft erfolglose) Suche nach beständig entgleitenden Worten äußert (für Einführungen in den aphasischen Syndromenkomplex siehe z.B. Drummond 2006; Code 2010; Schneider et al. 2014; Grande und Hußmann 2016; Raymer und Gonzalez Rothi 2018; LaPointe 2018; Hufschmidt et al. 2022; Papathanasiou und Coppens 2022).

Der aphasische Verlust über die Sprachkontrolle kann mit auch schweren psychosozialen Belastungen einhergehen, durch welche die Lebensqualität Betroffener weiter beeinträchtigt wird. Zu denken ist hier etwa an den Verlust des Arbeitsplatzes, hieraus resultierende finanzielle Schwierigkeiten oder auch den Rückzug von Familien und Freunden. All dies droht bei Betroffenen zu reduziertem Selbstbewusstsein zu führen, dem Gefühl von Nutz- oder Sinnlosigkeit, Antriebslosigkeit, Wut, Aggression, Pessimismus oder Hoffnungslosigkeit (vgl. Code und Herrmann 2003; Parr 2007; Lutz 2010, 238; Huber et al. 2013; Hilari und Cruice 2017; Hersh 2018). Auch das Risiko einer Depression ist bei Aphasien ausgeprägt. So vermerken Antonio Carota et al. mit Blick auf schlaganfallbedingte Aphasien: „Poststroke depression (PSD) is the most frequent mood disorder in early and late phases after stroke onset. Recent studies indicate that 30–40 % of stroke patients suffer from this disorder and prevalence is supposed to be even higher in patients with aphasia.“ (Carota et al. 2016, 659; ausführlicher zu Depressionen im Kontext von Aphasie siehe Code und Herrmann 2003; Cahana-Amitay und Albert 2015; Worrall et al. 2016; Kao und Chan 2024) Damit verbunden ist ein erhöhtes Risiko an Suizidalität; um in diesem Zusammenhang etwa Alessandra Costanza et al. zu zitieren: „Suicidal ideation (SI) and suicidal behavior (SB, covering the entire range from suicide attempts, SA, to completed suicides) among patients with language impairment are common in clinical practice.“ (Costanza et al. 2021, 1594; siehe auch Carota et al. 2016; Schlesinger et al. 2024)

Dass die neurologisch bedingte Beeinträchtigung der Sprachkontrolle auch solche teils massiven psychischen Belastungen mit sich bringt, ist nur wenig verwunderlich, bedenkt man, dass wir uns doch als genuin soziale Wesen verstehen. Wie die Aphasiologen Chris Code und Manfred Herrmann darlegen:

Most of our happiness and sadness comes from our interactions with others, whether directly or indirectly, and how we perceive this is what determines the quality of our life experiences. Our psychosocial life is grounded in our emotional experience within a social context. (Code und Herrmann 2003, 110; in Referenz auf Code et al. 1999)

Sprachliche Ohnmacht ist nun etwas, das auch Menschen mit psychischen Belastungen oder Erkrankungen gemeinhin nur allzu vertraut ist – und zwar auch dann, wenn sie selbst gar nicht von einer Sprachstörung wie Aphasie betroffen sind. Schließlich ist es etwa Menschen mit Depression zum Teil kaum möglich, ihr Krankheitserleben, ihre Selbst- und Lebenssicht vor sich und vor anderen zum Ausdruck zu bringen. Gerade das Sprechen über Suizidalität ist gesellschaftlich nach wie vor weitgehend tabuisiert; Betroffene finden in ihrem sozialen Umfeld oft keine wirklichen Gesprächspartner, mit denen sich offen über das Hadern mit dem Leben sprechen lässt, über die Belastungen, es weiterzuführen, die Belastungen, die Angst aber auch, die der Gedanke an Suizid als einzigem noch möglich erscheinendem Ausweg aus einer als untragbar empfundenen Situation auslösen kann.

Diese soziale Isolation, diese kommunikative Deprivation, die allzu viele Menschen mit Depression nach wie vor erleben, ist etwas, das sie mit jenen teilen, die von einer Sprachstörung wie Aphasie betroffen sind. Fallen nun eine neurologische Sprachstörung wie Aphasie und eine psychische Erkrankung wie Depression zusammen, kann die jeweils erlebte (Sprach-)Ohnmacht in ein Extrem gesteigert werden. Mit Blick auf die potenziellen Wechselwirkungen, die sich zwischen physischen und psychischen Störungen ergeben, sei im Kontext dieses Beitrags zumindest am Rande die Frage aufgeworfen, inwiefern auch Komorbidität noch stärker als eigenständig zu betrachtende Kategorie verstanden werden sollte, die eine eingehendere intersektional orientierte Diskussion erfordert. Gefragt ist bei dieser Diskussion wohl vor allem die Medizinethik oder auch die Narrative Medizin, die übrigens trotz ihrer Sensibilität für das eigene Erzählen von Krankheitserfahrungen den besonderen Belangen von Personen, die von Sprach- und Sprechstörungen betroffen sind, bislang nur relativ geringere Aufmerksamkeit zukommen lässt. So relevant eine verstärkte (medizin-)ethische Diskussion hierfür auch scheint, sei im Folgenden durch das Interesse an aphasischen Schriftsteller*innen nichtsdestoweniger eine literaturwissenschaftliche Perspektive in den Vordergrund gestellt, um so den spezifischen Wechselwirkungen von Sprachohnmacht, Schreiben und (beruflicher) Identität auf den Grund zu gehen.

1.2 Die Ohnmacht des Schriftstellers

Die existenzielle Bedrohung, die sprachliche Ohnmacht für Schriftsteller*innen darstellt, ist nun zunächst einmal unabhängig davon, was der Grund für diese Ohnmacht ist. Beispielhaft sei hier der Blick auf Ernest Hemingway gelenkt, einen Schriftsteller also, der selbst nicht von einer neurologischen Sprach- oder Sprechstörung betroffen war, dessen Fall aber dennoch einen eindringlichen Ein-

blick in die psychischen Auswirkungen des schriftstellerischen Schaffensdrucks und des Gefühls sprachlicher Ohnmacht erlaubt. Zitiert sei an dieser Stelle aus Hemingways Rede, die er 1954 anlässlich der Verleihung des Literaturnobelpreises hielt, und in welcher er betonte, wie mühsam sich das kreative Streben nach Neuem gestalten kann: „For a true writer each book should be a new beginning where he tries again for something that is beyond attainment. He should always try for something that has never been done or that others have tried and failed. Then sometimes, with great luck, he will succeed.“ (Hemingway 1954) Das schriftstellerische Streben vermag zu glücken – allzu oft aber auch scheitern. Die Verzweiflung, zu der das Scheitern am Versuch führen kann, erfuhr Hemingway am eigenen Leib, was in der Forschung auch als eine der möglichen Ursachen seines Suizids im Jahr 1961 gedeutet wird (z. B. Dieguez 2010; Hardy und Cull 1988)². Ein Zitat Hemingways aus Ken Burns und Lynn Novicks Dokumentarfilm *Hemingway – The Blank Page* (2021) lässt in diesem Zusammenhang in aller Drastik erahnen, in welcher Weise die Verzweiflung Hemingways über sein (aus seiner Sicht) Unvermögen zu Schreiben in einem Verlust an Lebenswillen mündete: „I have nothing in my head. [...] I'm fed up with living. I can't write. [...] I'm going to commit suicide.“ (00:46:00)

Die (therapeutischen) Potenziale des Schreibens zur Förderung psychischer Gesundheit stehen außer Frage – doch umgekehrt kann die Erfahrung sprachlicher Ohnmacht, sei diese nun physisch, psychisch oder anderweitig bedingt, auch zu einer Gefährdung der seelischen Gesundheit führen. Der exemplarische Blick auf Hemingway und den ,(Frei-)Tod' des Autors vermag an dieser Stelle für das Paradox der Kreation als Limitation zu sensibilisieren, in dem Sinne, dass sprachliche Grenzerweiterungen auch selbst zu Grenzerfahrungen werden können: Ein auf bestehende Normen und Konventionen gestützter Sprachgebrauch (wie er etwa alltagssprachlich üblich ist) konfrontiert für gewöhnlich nicht oder nur bedingt mit sprachlichen Limitationen. Doch je mehr versucht wird, Bestehendes zu de(kon)struieren und Neues zu konstruieren, desto stärker und auch bewusster tasten wir uns an Grenzen heran und desto stärker vermag die Erkenntnis (allgemeiner wie auch eigener) Limitationen sein. Die Kreativität des Autors ist in diesem Sinne zugleich seine Bürde, ist ebenso entgrenzend wie begrenzend. Diese (metaphysische) Limitationserkenntnis des sich an die Sprachgrenze heranwagenden Autors

² Wie in so vielen Fällen sind auch bei Hemingway die Hintergründe seiner Suizidalität bzw. seines Suizids komplex, vgl. hierzu ebenfalls die überblicksartige Zusammenfassung bei Dieguez 2010, 185–187. Zu Hemingways psychischer Gesundheit siehe auch Yalom und Yalom 1971; Hardy und Cull 1977; Craig 1995; Martin 2006.

kann in diesem Faszination, Sehnsucht, aber auch existenzielle Verzweiflung auslösen – bis hin zu einem Verlust des Lebenswillens.³

Als manifester Sprachverlust scheint die Aphasie nun wie ein Inbegriff einer solchen Bedrohung schriftstellerischer Existenz. Das unaufhörliche Ringen nach Worten wie auch der unkontrollierte Redeschwall im Sinne der Wernicke'schen Logorrhö kennzeichnen eine Ohnmacht, die mit der Wortmacht des Literaten kaum vereinbar scheint. In Berufen wie dem des Schriftstellers, die aufs Engste mit Sprache verbunden sind, droht die Verbindung von Sprach- und Identitätsstörung so auch zu erheblichen seelischen Belastungen führen.⁴ Die Angst des Literaten vor Aphasie ist also in keiner Weise unbegründet, bedenkt man, dass diese Sprachstörung das bisherige Selbstverständnis von Grund auf zum Einstürzen und das Wirken selbst großer Schriftsteller*innen zum Enden bringen kann – man denke an prominente Fälle wie Charles Baudelaire, Stendhal, Ralph Waldo Emerson, Samuel Beckett, Tomas Tranströmer oder Paul West, die allesamt von der Macht der Aphasie getroffen wurden. Mitunter kann gar der bloße Gedanke an den aphasischen Kontrollverlust auf Schriftsteller*innen lähmend wirken. Der französische Autor Marcel Proust beispielsweise war zwar nicht selbst betroffen, entwickelte aber eine derartige Angst vor Aphasie, dass er nach medizinischer Hilfe suchte (Bogousslavsky 2007a, 2007b).

2 C.F. Ramuz: Zwischen Sprach- und Selbstverlust

Wie nun Schriftsteller*innen einen Kontrollverlust über die Sprache erleben können, zeigt eindrücklich der Blick in die diaristischen Aufzeichnungen des Schweizer Autors Charles Ferdinand Ramuz, der im Oktober 1943 im Alter von 65 Jahren einen Schlaganfall mit anschließender temporärer Aphasie erlitt.⁵ Sein 1982

3 Ich erinnere an dieser Stelle nochmals an die Gefahr psychischer Komorbiditäten (v.a. Depression, Suizidalität) bei Aphasiepatient*innen.

4 Bei dem französischen Dichter Charles Baudelaire etwa, der nach einem Schlaganfall nur mehr fähig war, eine einzige Phrase – „Cré nom!“ („Verflucht!“) – zu sagen und letztlich starb, ohne seine vorherige Kunstfertigkeit wiederzuerlangen, führte die pathologisch bedingte Sprachohnmacht laut Forschung zu suizidalen Tendenzen (Dieguez und Bogousslavsky 2007, 13–16; Vitturi und Gagliardi 2021, 252). Es sollte sich an dieser Stelle von selbst verstehen, aber dennoch betont werden, dass etwaige Zusammenhänge zwischen sprachlichen Grenzerfahrungen und der Suizidalität von Schriftsteller*innen in der Regel höchstspekulativen Charakter haben.

5 Ausführlicher hierzu siehe unten. Eine eingehende neurologische Auseinandersetzung mit Ramuz' Krankheitsverlauf findet sich bei Bogousslavsky 2009.

in erweiterter Ausgabe erschienenes *Tagebuch 1896–1947*⁶ bietet so einen umfassenden und intimen Eindruck des Sprach- und Welterlebens eines der bedeutendsten Schriftsteller der Schweizer Literaturgeschichte. Für den Kontext dieses Beitrags scheint ein eingehenderer Blick in dieses Werk vor allem deswegen so lohnend, da Ramuz über die Jahrzehnte hinweg kontinuierlich über Sprache und Schreiben reflektierte und in seinen durch hohe Selbstkritik geprägten Einträgen auch schon vor seinem Schlaganfall Erfahrungen sprachlicher Ohnmacht notierte. Ramuz' Wahrnehmungen von Schreiben, metaphysischen und schließlich physischen Sprachgrenzen seien daher im Folgenden – kategorisiert in prä- und post-apoplektische Aufzeichnungen, also die Zeit vor und nach seinem Schlaganfall – einer genaueren Betrachtung unterzogen.

2.1 Präapoplektische Aufzeichnungen (1896–1943)

Einen Zeitraum von gut einem halben Jahrhundert umspannend, dokumentiert Ramuz' Tagebuch in aller Komplexität die Genese und Entwicklung schriftstellerischer Identität. Wie bereits aus den frühen Einträgen deutlich hervorgeht, ist Schreiben für Ramuz Lebensinhalt und -elixier, ist Kern und Essenz seiner ganzen Existenz. Schreiben und Sein verschwimmen für den Autor zu einer untrennbaren Entität, er will sich in Worte verkriechen, eins werden mit Sprache (vgl. z. B. „meine Nervosität [...]; sie möchte sich in die Worte hineinwühlen, forschen in den Tiefen des Sinnes.“, Ramuz 1982, 70 [3. Dezember 1902]). „Ich kann keinen Tag mehr hingeben, ohne zu schreiben,“ hält Ramuz so etwa am 19. März 1903 fest, und weiter: „Fern von meinem Tintenfaß zu leben, verursacht mir Unbehagen und Gewissensbisse.“ (Ramuz 1982, 80) Beständig sucht Ramuz nach Zeit, um sich seinen literarischen Arbeiten zu widmen, ist doch das Schreiben, wie er im Februar 1906 konstatiert, Quell aller Lebensfreude („Ich habe keine andere Freude gekannt als die Freude über eine geschriebene Seite, in der man das volle Leben spürte“, Ramuz 1982, 134). Einzig im Schreiben vermag der Schriftsteller „er selbst“, „ganz‘ zu werden; wie Ramuz in einer über die eigene Person hinausgehenden Abstraktion postuliert:

⁶ Die französische Originalausgabe erschien 1943 unter dem Titel *Journal 1896–1942* bei Mermod. Vorliegender Beitrag stützt sich auf die erweiterte Ausgabe der deutschsprachigen Übersetzung (Ramuz 1982); die darin enthaltenen Übersetzungen der Tagebucheinträge von 1896–1942 stammen von Elisabeth Ihle und Ferdinand Hardekopf, die Übersetzungen der Jahre 1942–1947 von Ursula von Wiese und Christine Maeder-Viragh.

Der Schriftsteller befindet sich einmal im Zustand der Ganzheit; das geschieht durch einen Zufall, immer durch einen Zufall, aber endlich stellt er sich ein, und der Schriftsteller ist ein einziges Mal er selbst. Das Gefühl der Kraft und des Glücks, das er dann empfindet, bringen ihn dazu, unaufhörlich zu diesem gehobenen Zustand aufzuschauen, aus dem er so bald wieder herabgestürzt ist. (Ramuz 1982, 165 [24. Juni 1910])

Schreiben ist Selbstwerdung, ist Weg zum Glück – ein Glück, das jedoch wankelmütig ist, schwer erreichbar und flüchtig. So ist Ramuz von Beginn an nicht immun gegen (selbst auferlegten) Schaffens- und Leidensdruck. Wie vertraut ihm bereits in den Anfängen seiner literarischen Karriere Ohnmachtsgefühle sind, zeigt etwa sein Eintrag vom 17. August 1905, wenn es da heißt:

und wenn ich nicht zum Ziele komme – wenn ich einsehe, daß meine Ohnmacht nicht nur vorübergehend ist: auf Dichtung jeder Art verzichten, obgleich ich nichts höher stelle als die Kunst, und obgleich es für mich nichts Schöneres, Erhabeneres gibt als ein Leben, das ganz der Kunst geweiht ist. (Ramuz 1982, 126)

Die Selbstwerdung des Autors durch Schreiben ist insofern zweischneidig, wohnt der starken Bindung der Identität an Schriftstellerei doch auch eine existenzielle Bedrohung inne. So notiert Ramuz am 31. Oktober 1901: „Falls ich [...] dieser anderen Arbeit [der Schriftstellerei, KF], die ganz mein eigen ist, und die ich, allem zum Trotz, lieb habe, untreu würde: ich könnte nicht mehr leben.“ (Ramuz 1982, 44) Die Schriftstellerei erfüllt, das Streben nach ihr kann jedoch auch in Paralyse münden (vgl. etwa „Sturm, Lähmung. Ich verschiebe die Arbeit auf Montag.“, Ramuz 1982, 150 [25. April 1908]).⁷ Die Ohnmacht, die Lähmung, die Ramuz im Schreiben immer wieder verspürt, vermag er sich nur schwer zu erklären: „Ich suche nach physischen Ursachen für dieses plötzliche Unvermögen. Gewiß sind solche Ursachen da, aber sie sind nicht allein schuldig; es kommen auch noch geistige und seelische hinzu.“ (Ramuz 1982, 133 [8. Februar 1906]) Das gefühlte Unvermögen korreliert mit Gefühlen von Leere und Einsamkeit; deutlich klingen etwa aus dem Eintrag vom 7. Juni 1908 die seelischen Auswirkungen schriftstellerischer Ohnmacht heraus: „Die ganzen Tage hindurch diese Leere. Keine Möglichkeit einer Arbeit. Ich habe bis jetzt geglaubt, daß die Liebe zu meinem Beruf als Lebensantrieb genüge; ich sehe ein, daß es nicht so ist. Und? Werde ich immer so schrecklich allein sein?“ (Ramuz 1982, 152) Die offenen Fragen verhallen im leeren Nichts der Seiten. Der (der Tagebuchgattung inhärente) innere Dialog des Autors kommt mit dieser unbeantworteten, vielleicht auch unbeantwortbaren Selbstan-

⁷ Man beachte zur relativ dominanten Lähmungs metapher etwa auch Ramuz 1982, 66, 74, 126, 141, 158.

sprache zum Abbruch – die ‚schreckliche‘ Einsamkeit des Schreibenden, der nicht einmal mehr in sich selbst ein antwortendes Gegenüber zu finden vermag, ist in Einträgen wie diesem omnipräsent. Die Schwere, die hierbei aus den Seiten des Tagebuchs dringt, scheint bei Ramuz in den Tiefen des Seins verankert. So offenbart das Diarium des Autors wiederholt ein über seine schriftstellerische Arbeit hinausgehendes Leiden am Leben, an sich selbst. „Es erscheint mir unmöglich, daß ein Mensch mich lieben könnte“, schreibt Ramuz so am 29. Oktober 1908; „Ich zweifle zu sehr an mir, ich schätze mich zu gering ein.“ (Ramuz 1982, 155)⁸

Die harsche Kritik, die Ramuz hier an seiner Privatperson übt, geht in seinem Tagebuch Hand in Hand mit einer auf seine professionelle Person gerichteten Selbst- und Sprachkritik. Man muss hierfür zunächst beachten, welche Ziele Ramuz in seiner literarischen Arbeit überhaupt verfolgte: Wie bereits den frühen Einträgen entnommen werden kann, suchte der Autor in seinem Schreiben nach einem möglichst minimalistischen Stil. Sein Anspruch ist der eines unmittelbar durch sich selbst sprechenden Ausdrucks, der frei ist von überflüssigem Ornament und distanzierender Deskription – Ziel ist es, wie er selbst sagt, mit Worten zu ‚malen‘: „Ich möchte von dem ganz reinen sinnlichen Eindruck ausgehen, das Komplizierte mit sehr einfachen Worten malen, nicht es beschreiben, sondern es beschwören, selbst auf die Gefahr hin, manchmal zu weit zu gehen, bis zum Bruch mit Syntax und Grammatik.“ (Ramuz 1982, 123 [28. April 1905]).⁹ Der Sprache und rationalen Logik misstrauend, strebte Ramuz so danach, wie Christina Vogel ausführt, in seinem Werk Gesten, Blicke, Bilder sprechen zu lassen (Vogel 2016, 599; zitiert nach Windisch 2016, 352; siehe zu Ramuz’ Sprachverständnis und Stil etwa auch Bucheli 2020). Auf dieses Ziel arbeitete der Autor unermüdlich hin – wie Silva Frances Wildi postuliert: Ramuz’ „desire to express rather than to describe, compelled him to work unceasingly on his style.“ (Wildi 1984, 5 [Herv. i. O.])¹⁰ Seinem eigenen Anspruch leistete Ramuz aus seiner Sicht allerdings kaum selbst Genüge. „[M]it nichts bin ich zufrieden,“ notiert er beispielsweise am 11. August 1904 während der Arbeit an seinem Erstlingsroman *Aline* (1905):

⁸ Man beachte auch Einträge wie den folgenden (dem, wie nicht vergessen werden darf, das Erleben zweiter Weltkriege vorausgeht): „Vollkommener Nihilismus. Ich glaube an nichts, ich binde mich an nichts, ich liebe nichts. [...] Alles geht zu Ende, was hat es schon zu bedeuten?“ (Ramuz 1982, 368 [Dezember 1942]).

⁹ Vgl. erweiternd z. B. auch „Ich bin zu vage und zu abstrakt. Ich müßte einfach, genau und klar sein. Einfach und dabei tief. Und die Abstraktion müßte ein Gegenstand mit Gewicht und Form sein. // Wer betrachtet, erkennt nicht.“ (Ramuz 1982, 263 [8. März 1920]).

¹⁰ Siehe auch: „Ramuz painstakingly worked out a style dismissing all artifice in order to bring his language closer to a subjective reality encompassing man’s relationship to nature“ (Wildi 1984, vi).

Liest man die selbstgeschriebenen Sätze nochmals durch, dann stolpert man sofort über etwas wie eine Halluzination des Gehörs, die jedem Wort, wenigstens jedem neuen Wort einen merkwürdigen, unharmonischen Klang gibt. Noch schrecklicher erscheinen die Wortverbindungen; die aneinander gereihten Buchstaben haben etwas Borstiges und Sinnloses. Ein empfindliches Gewissen im Bemühen um den eigenen Ausdruck ist eine grausame Quälerei. (Ramuz 1982, 116–117)

Kein Wohlklang der Worte, kein harmonisches Auf und Ab der Lettern, vielmehr weckt die ungewöhnliche Umschreibung der „aneinander gereihten Buchstaben“ als ‚borstig‘ Assoziationen von kratzigem Gestrüpp, von schmucklosen, abweisenden (in den Assoziationsraum des Viehischen hineinragenden) Stacheln oder Dornen, über welche der Schriftsteller nicht in sanftem Gang hinfert schreitet, sondern welche seine Lektüre in einen beständig zu Fall bringenden Hindernisparcours wandeln. Die eigenen Worte lösen nahezu körperliche Leiden aus, sträubt sich der Autor doch mit allen Sinnen gegen das ‚Sinnlose‘ der „selbstgeschriebenen Sätze“ (man beachte das Bild der akustischen Halluzination und die darauf sogleich folgende Störung am „unharmonischen Klang“ der Worte, die auf einen auditiven Ansatz verweisen). Die Unzufriedenheit, die das gefühlte Scheitern an den eigenen Ansprüchen hervorruft, die „grausame Quälerei“, die die Beschäftigung mit dem eigenen Schreiben bedeutet, erreicht mitunter ein Extrem, das etwa unüberhörbar in folgender vernichtender Literatur- und Selbstverachtung evident wird:

Der Abstand, den ich von aller Literatur habe.

Ich verachte alle Literatur.

Ich verachte meine eigene Literatur.

Alles, was ich bis jetzt geschrieben habe, könnte vor meinen Augen verbrennen, ich würde nicht einmal aufstehen und versuchen, das Feuer zu löschen. (Ramuz 1982, 176 [13. Juli 1912])

Jahrzehnte vor den späteren Erfahrungen pathologischer Sprachohnmacht zeigt sich hier somit unübersehbar das seelische Leiden eines Autors, dessen Streben nach Selbstwerdung durch Schreiben ein ums andere Mal an den eigenen Ansprüchen an sich und die Welt zu scheitern droht.

2.2 Postapoplektische Aufzeichnungen (1943 – 1947)

Als Ramuz im Oktober 1943 einen Schlaganfall mit anschließenden Sprachstörungen erlitt, wandelte sich das vorherige metaphysische Ringen um Worte in eine physische Sprachkrise.¹¹ In seiner Auswertung der Tagebucheinträge dieser Zeit

¹¹ Zur (Be-)Deutung der Sprachkrise bei Ramuz siehe auch Wildi 1984.

deutet der Schweizer Neurologe Julien Bogousslavsky die darin beschriebenen Krankheitszeichen als schlaganfallbedingte gekreuzte Aphasie („crossed aphasia“), eine seltene Form der Sprachstörung, die durch eine Schädigung derjenigen Hirnseite entsteht, die bei der betroffenen Person normalerweise nicht für Sprache zuständig ist. Wie Bogousslavsky – unter Berücksichtigung der bio-psychischen Komplexität der Sprachstörung – darstellt:

Ramuz suffered a stroke at 65 years [...]. He developed language disturbances suggesting crossed aphasia in a right hander with left hemiparesis. This uncommon pattern allowed him to continue to write his diary and to report his disturbances, with a unique depth and precision, especially for cognitive-emotional changes. Language and motor dysfunction recovered within a few weeks, but Ramuz complained of persisting emotional flattening alternating with irritability, fatigue, depression, anxiety, and concentration difficulty, which gave him the feeling to have become another person and to be inhabited by a stranger, whom he compared with devils. (Bogousslavsky 2009, 138)¹²

Die sprachlichen Probleme, die Ramuz in den Monaten nach seinem Schlaganfall in seinem Tagebuch konkret beschreibt, weisen laut Bogousslavsky darauf hin, dass dieser unter anderem mit Wortfindungsstörungen (Anomie) und Leseschwierigkeiten (Alexie) und mit phonematischen Schreibfehlern (Paragraphien) konfrontiert war (Bogousslavsky 2009, 140).¹³ So notiert Ramuz in der Zeit seiner Bettlägerigkeit unter anderem:

¹² Siehe auch: „Witnesses and photographs show that Ramuz wrote with the right hand, and nothing suggests that he originally was a left-hander. Since he very clearly reported language dysfunction associated with left hemiparesis, it is likely that Ramuz had crossed aphasia“ (Bogousslavsky 2009, 140). Weiterführend zu gekreuzter Aphasie siehe z.B. Schorl et al. 2017.

¹³ Weitere kognitive Beeinträchtigungen machten sich laut Bogousslavsky etwa durch Ramuz' Schwierigkeiten, Gedanken zu fokussieren und strukturieren, Aufmerksamkeitsstörungen sowie feinmotorische Probleme bemerkbar (Bogousslavsky 2009, 140–141). Siehe hierzu z.B.: „Ich kann bloß noch mit leerem Kopf in meinem Zimmer hin und her gehen, bis mir schwindlig wird. Und zuschauen, wie in diesem Kopf alles in großer Unordnung aufeinanderstößt, während meine Beine beschäftigt sind. Meine Gedanken haben keinen Mittelpunkt mehr, sie richten sich gegenseitig zugrunde. Sie kommen, woher es ihnen beliebt, sie gehen, wohin es ihnen beliebt; ich erkenne nicht einmal mehr den Vorwand, der sie entstehen lässt. Ich kann sie nicht mehr unterordnen, da ich keinen Kontakt mit dem Außen habe.“ (Ramuz 1982, 414 [23. September 1944]) Oder auch: „Er ist wie eine Woge, die mich fortträgt, ohne daß ich meinen Kopf über die Flut zu halten vermag. So daß ich ihn, den immer gleichen und immer anderen, nicht mehr beobachte und die Wörter nicht auf den Lippen habe, mit denen ich ihn aussprechen könnte und die er mir einzeln eingegeben hätte. Eine riesige Vielheit, in der ich umherirre; denn nur in mir und nur mir allein würde die Vereinfachung innewohnen, und sie ist nicht in mir, verloren und untergetaucht wie ich bin, nur mit dem lauten Rauschen dieser Wasserfluten in den Ohren, das man zu Musik machen müßte.“ (Ramuz 1982, 408 [29. Mai 1944]).

Um den 28. Oktober 1943. – Abenteuer. Versuche, wieder zu leben. [...] ich habe große Mühe, meine Wörter wiederzufinden, auch die gewöhnlichsten. [...] Noch immer etwas Mühe zu lesen, das heißt, die Buchstaben einer Zeile aneinanderzureihen und dann, wenn sie aneinandergereiht sind, zur nächsten Zeile überzugehen und beide Zeilen zusammenzuhalten. (Ramuz 1982, 390, 392, 395 [Herv. i. O.])¹⁴

In seiner Annäherung an seine nun pathologische sprachliche Ohnmacht strebt Ramuz schließlich nach einer Form des Ausdrucks, die er – in erneuter Aufrufung des rund vier Jahrzehnte zuvor bereits beschriebenen Strebens, mit Worten zu ‚malen‘ (s.o.) – als ‚metaphysisches Malen‘ beschreibt:

Irgendetwas malen, aber es metaphysisch malen. [...] Ich bediene mich des Wortes „malen“, aber es bezieht sich in meinem Fall nicht auf die Malkunst: Ich meine, daß sich mein Bedürfnis an einem Gemälde erläutern läßt: Die Tische, die Stühle, die Flaschen, so fest verankert in der Dauer, dem Lauf der Zeit gewissermaßen entzogen, eingeführt gewissermaßen in die Ewigkeit durch ihr Gewicht, ihre Stabilität, ihre Verbundenheit mit einer Stütze.

Wenigstens sieht man, daß der Maler metaphysisch malen kann, warum also nicht auch der Schriftsteller. (Ramuz 1982, 394 [um den 28. Oktober 1943])

In gewisser Analogie zu diesem Streben zeigt sich in den dem Schlaganfall folgenden Einträgen eine Neigung zum Bildlichen. So wird etwa der aphasische Verlust der Worte wie folgt beschrieben: „Das, was ich liebe, oh! –, wann werde ich wieder anfangen können? Die Wörter drücken von allen Seiten gegen meine Schädelwände und suchen einen Ausgang, den sie nicht finden.“ (Ramuz 1982, 409 [4. Mai 1944]) Die Folgen von (für Ramuz’ Tagebuch relativ seltenem) Ausruf und (offen-unbeantworteter) Frage verraten den emotionalen Aufruhr, die der Schriftsteller in seiner aphasischen Verlorenheit verspürt. Als Symbol des Geistes, des im Wort selbst explizierten Denkens, zeigt sich der – Ausruf und Frage trennende (oder auch verbindende) – Gedankenstrich dabei als Rückverweis auf das Innere, darauf, dass die sich aufgrund der Aphasie im Geist verirrenden Gedanken keinen Weg mehr nach außen finden. (Durch den eloquenten Wortfluss, der durch das dem Gedankenstrich unmittelbar folgende Komma eingeleitet wird, lässt sich dabei allerdings auch die Hoffnung vermuten, dass es sich um einen temporären Zustand handelt.) Die von innen nach außen drückenden Wörter illustrieren den verbaliteren Leidens-Druck, den der Schriftsteller in der Aphasie erfährt. Sie drücken, pressen, und finden keinen „Ausgang“, sind im Inneren des Schriftstellers eingesperrt. Der Geist, das Gehirn ist zum Gefängnis geworden, das die ins Freie, in

¹⁴ Diese Notizen, die sich Ramuz in der ersten Phase nach seinem Schlaganfall – wohl größtenteils ohne genaue Datierung – machte, klebte er nachträglich in sein Tagebuch ein (vgl. Ramuz 1982, 402 [20. Januar 1944]).

die Freiheit strebenden Wörter durch die undurchdringlichen Mauern der „Schädelwände“ zurückhält. Die so inkarnierten Wörter „drücken von allen Seiten“ nach außen, als wäre das Sprachzentrum nicht länger auf einen festen, lokalisierten Bereich im Gehirn beschränkt, sondern hätte sich omnipräsent und unkontrolliert wuchernd über das gesamte System hinweg ausgedehnt. Mit der Personifizierung der „Wörter“ (vgl. „drücken“, „suchen“, „finden“), durch welche diese als unfreie, aber dennoch eigenständig zu agieren suchende Akteure präsentiert werden, wird im Tagebucheintrag zugleich die – für Schlaganfall und Aphasie so kennzeichnende – Erfahrung von Ohnmacht und fehlender Kontrolle in ein greifbares Bild übertragen. Dieses Bild wird im nächsten Satz weiter ausgeführt:

Es fehlt eine äußere Gestaltung, die für die Wörter eine Aufforderung wäre, das Hindernis zu überwinden. Es ist wie beim Bienenschwarm, der seine Form annimmt, weil jemand ihn leitet und die Stelle bestimmt, wo er sich in Form einer Frucht aufhängen soll. (Ramuz 1982, 409 [4. Mai 1944])

Diese ‚Leitung‘, diese Verantwortung ist eine der Schlüsselaufgaben des schriftstellerischen Berufs – die ein Autor aber im Angesicht sprachlicher Ohnmacht (sei diese nun physisch oder metaphysisch bedingt) nicht länger erfüllen kann. In dieser aphasischen Ohnmacht droht der bis dahin nur im Schreiben Erfüllung, Identität findende Schriftsteller zu ‚verdursten‘. So empfindet sich Ramuz in seinem Krankheitszustand

[w]ie jemand, der großen Durst hat, und der, am Rande des Wassers angelangt, von ihm durch ein unsichtbares, aber unüberwindliches Hindernis getrennt wird.

Diese Arbeitslust und die Unmöglichkeit zu arbeiten. [...]

Eine immer größere Strenge gegen sich selbst: ein immer größerer Mangel an Selbstvertrauen. Lähmung. (Ramuz 1982, 408 [12. April 1944])

Die physische Lähmung der schlaganfallbedingten Aphasie geht so einher mit einer psychischen Lähmung; Körper und Psyche, Körper und Seele verwehren dem Literaten im Einklang jeglichen Zugang zu sich selbst.

Immer wieder sucht sich Ramuz seiner sprachlichen und damit schriftstellerischen Ohnmachtserfahrung mithilfe von Bildern zu nähern. So beschreibt er das anomische Ringen nach Worten etwa wie folgt: „Wie wenn ein kleines Mädchen einen Strauß gemacht, aber die Blumen schlecht zusammengebunden hat; immer, wenn es eine neue pflückt, fällt eine andere auf den Boden.“ (Ramuz 1982, 395 [um den 28. Oktober 1943]) Es ist ein anrührendes Bild: Mit der Alterskrankheit¹⁵ wird

¹⁵ Der Großteil von Aphasien wird durch Schlaganfälle verursacht, wodurch diese Sprachstörung im höheren Alter signifikant häufiger auftritt als bei jüngeren Patient*innen.

der Erwachsene zum Kind, der Mann zum Mädchen. Diese Engführung von Krankheit mit Kindheit, von pathologischer Inkompetenz mit kindlicher Unbeholfenheit weckt Assoziationen von Infantilität und Vulnerabilität, die zugleich hoffen lassen, dass der fiktive Identitätstausch auch als innerer – man bedenke, dass all dies in einem Diarium, einer per se als monologische Selbst-Adressierung gehaltenen Gattungsform festgehalten ist – Appell an oder auch als Legitimation von Milde dient. Aus dem Vergleich der Worte mit Blumen, der Sätze mit einem Strauß klingt bei alldem eine ungebrochene Affinität zum Ästhetischen an. Diese Affinität, diese „Liebe“¹⁶ ist allerdings nicht gleichbedeutend mit Leichtigkeit: Schon in den Jahrzehnten vor seinem Schlaganfall beschreibt Ramuz Schriftstellerei konsequent als Arbeit (vgl. rein exemplarisch Ramuz 1982, 44, 116, 121, 144, 150, 152 etc.) – eine Arbeit, die nun, wie das absolute Adverb „immer“ anzeigt („immer, wenn es eine pflückt, fällt eine andere auf den Boden“), durch die sprachlichen Begleiterscheinungen des Schlaganfalls zur Sisyphos-Arbeit geworden ist. Im Tagebucheintrag wird dies nicht bewertet, es bleibt bei dem für sich selbst sprechenden Bild immer wieder entgleitender Blumen bzw. Worte. Der beständige Verlust des soeben Gefundenen verdeutlicht dabei das durch die Aphasie um ein weiteres gesteigerte Ephemere der Sprache, des Schreibens, die Flüchtigkeit der Sätze. Wie der Verweis auf die „schlecht zusammengebundenen Blumen‘ erkennen lässt, wird die eigentlich durch externe Umstände bedingte „Schuld‘ am Verlust der Worte bzw. Blumen dabei in der eigenen Verantwortung gesehen. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund, der bereits aus den präapoplektischen Tagebucheinträgen sprechenden ausgeprägten Disposition zur Selbstkritik, lässt dies befürchten, dass der Schriftsteller sich so nicht wie erhofft Milde gewähren, sondern selbst in der Aphasie weiterhin hart mit sich selbst zu Gericht gehen wird.

Diese Befürchtung verhärtet sich mit Blick auf die weiteren postapoplektischen Einträge. Immer wieder berichtet Ramuz darin von Gefühlen des Unvermögens, von Nichtigkeit und Sinnlosigkeit, beschreibt ein „Minderwertigkeitsgefühl, das leichtes Spiel hat, mich im voraus zu überzeugen, daß ich nichts Rechtes mehr machen kann“ (Ramuz 1982, 414 [23. September 1944]; vgl. auch 412, 415). Dennoch verweigert sich der Schriftsteller nahezu jegliches Mitgefühl, stattdessen kommt es zu einer in einen Teufelskreis mündenden „immer größere[n] Strenge gegen sich selbst“ (Ramuz 1982, 408 [12. April 1944]). Im Zustand extrinsisch bedingter Ohnmacht lässt sich diese intrinsische Strenge als bitterer Versuch des Macht-, des Kontrollerhalts verstehen – eine Macht, die, wie folgender Eintrag verdeutlicht, mit der Gefahr der „Selbstvernichtung“ einhergeht:

¹⁶ Man erinnere sich etwa an obiges Zitat: „Das, was ich liebe, oh!“ (Ramuz 1982, 409 [4. Mai 1944]).

Neigung zu Zerstörung und sogar vor allem zu Selbstvernichtung. Denn die Strenge, mit der ich anderen begegne, ist nichts gegen die Strenge, mit der ich mich selbst betrachte. Ich schreibe keinen einzigen Satz, ohne mir zu sagen: „Alles ist schlecht, von vornherein schlecht; das taugt nichts.“ (Ramuz 1982, 429 [8. Januar 1947])

Auch aus der Welt um ihn herum vermag der Schriftsteller keinen Ausweg, keine Freude mehr zu ziehen. So rekapituliert er am 23. September 1944 defätistisch:

Und schließlich jeden Vergnügens beraubt [...]; eine bizarre Gleichgültigkeit gegenüber den Dingen und den Ereignissen [...]. Die äußerste Spitze meiner Sinne und das, was auf sinnliche Empfindung baut, ist abgestumpft. Es ist keine direkte Berührung mehr da: Wie wenn ein ganz dünnes Blatt Seidenpapier wäre zwischen mir und dem, was ich berühre. Das Blatt genügt, meine direkten Empfindungen zu hindern. (Ramuz 1982, 413)

Ohne an dieser Stelle eine depressive Episode im klinischen Sinne diagnostizieren zu können oder zu wollen, dringt das seelische Leiden hier aus nahezu jeder Zeile, nahezu jedem Wort. In beständiger Welt- und Selbstdistanzierung beschreibt Ramuz die seelischen Qualen, die er durchleidet, etwa zwei Monate vor seinem Tod wie folgt:

die Stunde der Kranken und Sterbenden [...]. Jetzt erlebe ich sie. Wie der Schatten ins Zimmer eindringt, fühlt man sie mit ihren Schrecken kommen. Die Furcht packt dich an der Gurgel. Arbeitsunfähigkeit übermannt dich, maß lässt sich in den Sofawinkel fallen. Man sitzt da und röhrt sich nicht mehr. Eine unerklärliche Furcht, als ob jemand im Zimmer umherschliche; es verschlägt einem den Atem. [...] Man ist seines Ich entäusert, man ist nur noch eine träge Masse, ohne Gegenwart und ohne Vergangenheit. (Ramuz 1982, 431 [25. Februar 1947])

Während Ramuz trotz allen Haderns über die Laufe der Jahre dennoch an (s)einem Ich festhielt, kommt es nun zu einem finalen Wechsel von der 1. Person Singular in das von der eigenen Person losgelösten ‚dich‘ bzw. ‚man‘, in welcher sich die Entfremdung des Schriftstellers von sich selbst unüberhörbar niederschlägt. Überwältigt von der Ahnung von Krankheit und Tod scheint die eigene Perspektive nicht länger aushaltbar, der distanzierte Außenblick auf die eigene Person immer noch erträglicher als weiter selbst das Gefühl aushalten zu müssen, an der Furcht vor der Todesstunde zu ersticken („vgl. „packt dich an der Gurgel“, „es verschlägt einem den Atem“). Mit dieser Selbst-Dissoziation scheint der Schriftsteller von sich Abschied genommen, mehr noch: sein eigenes Todesurteil gesprochen zu haben. So nimmt er sich nicht einmal mehr als Mensch wahr, sondern stattdessen als eine – von Furcht wie gelähmte, unbewegliche – „träge Masse, ohne Gegenwart und ohne Vergangenheit“. Schon vor Eintritt des Todes scheint aus dem ‚entäuserten‘ Ich so alles Leben gewichen („ohne Gegenwart“: das Ich hat keine Präsenz mehr, ist absent geworden). Der bittere Zusatz „ohne Vergangenheit“ insinuiert zudem die

Radikalität, die diesem auf die eigene Person gerichteten Todesurteil des Schriftstellers innewohnt, scheint doch selbst die Erinnerung an das bisherige ‚Ich‘ bereits ausgelöscht. Die Ohnmacht, die das Leben des Autors über die Jahrzehnte auf so unterschiedliche Weise prägte, kulminiert hier so in der allumfassenden Ohnmacht des Menschen gegenüber der eigenen Endlichkeit.

3 Sprachliche Ohnmacht als Tod des Autors?

Angesichts der disruptiven Effekte, die Aphasie (nicht nur) für Schriftsteller*innen mit sich bringen kann, proklamieren die Neurologen Bruno Vitturi und Rubens Gagliardi düster:

There are no words to describe what these [aphasic, KF] authors experienced. They illustrate how the unique ability to express, scrutinize, and refine thoughts and emotions under a pen can be vulnerable to cerebrovascular diseases. It would not be irrational to state that post-stroke aphasia, in these cases, precipitated the death of great geniuses. (Vitturi und Gagliardi 2021, 253)

„[T]he death of great geniuses“ – diese Formulierung sei hier hervorgehoben, klingt in ihr doch ein Aspekt an, der uns abschließend, über das Beispiel Ramuz hinausführend, auch für die soziokulturellen Erfahrungen aphasischer Schriftsteller*innen zu sensibilisieren vermag. Um an dieser Stelle eine Frage aus der Einführung zu diesem Sammelband zu zitieren: „Wer erzählt und spricht und aus welcher Position? Wird aus einer marginalisierten oder privilegierten Position erzählt?“ (Fassio 2025, 5) Diese Frage nach der Erzählposition scheint auch für die Wechselwirkungen von Aphasie und Autorschaft relevant. Nun sind selbst bekannte Autor*innen nicht vor prekären Lebensbedingungen und Widrigkeiten gefeit; dennoch gilt die *schriftstellerische* Erzählposition tendenziell als Inbegriff einer *privilegierten* Erzählposition. Die aus dem Zitat von Vitturi und Gagliardi anklingende Wahrnehmung von Schriftsteller*innen als potenziellen Genies, die im öffentlichen Diskurs eine gewisse Tradition hat, spielt hier hinein. Schriftsteller*innen genießen – nicht nur im Land der Dichter und Denker – hohes Ansehen; sie stehen nicht für die Repetition oder Rekonstruktion von bereits Bekanntem, sondern für die Kreation des Neuen, für Hervorbringungen, und nach wie vor haften dem Begriff der Literatur Assoziationen des Elitären an. Und auch wenn ein Werk nicht gefeiert und geehrt, sondern von der Literaturkritik verrissen wird, wird der schriftstellerischen Stimme dabei dennoch öffentlich Gehör geschenkt – mehr Gehör als manch anderen Bevölkerungsgruppen. Die schriftstellerische lässt sich somit durchaus als privilegierte Perspektive verstehen. Durch die Aphasie kann all dies nun allerdings wegfallen, die bisherige Aufmerksamkeit, das Gehör,

das der Stimme des Literaten bis dahin geschenkt wurde, das Ansehen, der Status, den man zuvor genossen haben mag. Anders formuliert: Mit einer Sprachstörung wie der der Aphasie vermag sich eine bisherige privilegierte Erzählposition in eine marginalisierte umzukehren. Denn auch wenn es gelingt, die Kontrolle über die Sprache zumindest in Teilen wiederzuerlangen und vielleicht sogar weiterhin eigene Werke zu veröffentlichen, stellen diese Fälle Ausnahmen dar, und auch bei diesen ist nicht garantiert, dass die bisherige Sprachmacht und Wortkunst wie auch die vorherige öffentliche Aufmerksamkeit gänzlich zurückgewonnen werden können (dies gilt auch für die literaturwissenschaftliche Forschung, die sich weiterhin kaum mit dem Werk aphasischer Schriftsteller*innen befasst – obwohl gerade dieses einzigartige Einblicke in die Grenzen der Sprache verspricht). Es lässt sich vor diesem Hintergrund also erahnen, in welcher Weise gerade die psychischen Erfahrungen aphasischer Schriftsteller*innen auch als berufsspezifische verstehbar sind – und in welchem Maße die Aphasie mitunter zum wahr gewordenen Tod des Autors zu werden droht.

Nun soll an dieser Stelle nicht mit einem so düsteren Gedanken geschlossen werden. Denn auch wenn die psychosozialen Leiden, die Aphasie hervorrufen kann, in keiner Weise verharmlost werden dürfen, vermag der pathologisch bedingte Normenbruch doch gerade im Kontext der Literatur auch den Weg zu ebnen für neue Hervorbringung. Nicht von ungefähr sah die amerikanische Autorin Diane Ackerman Aphasie auch als Ausdruck von Kreativität. In einem kurzen Gespräch mit dem britischen Dichter Paul West, der nach einem Schlaganfall von Broca-Aphasie betroffen war, löst die Sprachstörung in dessen Ehefrau Ackerman so nicht Unverständnis, sondern Bewunderung aus:

„Are you too hot?“ I asked. And to my delight he [Paul West, KF] answered: „No, a tiny zephyr roamed through the yard for about a minute and a half and it felt good.“ [...] All he meant was that a breeze had wafted through the screen door. Unable to say that, he made do with kindred words—any he could grab. *What a picturesque tumble of words*, I thought. *As a poet, I'd have to labor for an image like that.* (Ackerman 2011, 106 [Herv. i. O.])

Literaturverzeichnis

- Ackerman, Diane. *One hundred names for love: A stroke, a marriage, and the language of healing*. New York und London: Norton, 2011.
- Bogousslavsky, Julien. „The Adventure“: Charles-Ferdinand Ramuz's extraordinary stroke diary.“ *European Neurology* 61.3 (2009): 138 – 142.
- Bogousslavsky, Julien. „Marcel Proust's diseases and doctors: The neurological story of a life.“ *Neurological disorders in famous artists*. Bd. 2. Hg. Julien Bogousslavsky und Michael G. Hennerici. Basel: Karger, 2007a. 89 – 104.

- Bogousslavsky, Julien. „Marcel Proust’s lifelong tour of the Parisian neurological intelligentsia: From Brissaud and Dejerine to Sollier and Babinski.“ *European neurology* 57.3 (2007b): 129–136.
- Bucheli, Valérie. „Une poétique flaubertienne dans le Journal de Charles Ferdinand Ramuz.“ *Littérature* 1 (2020): 36–46.
- Cahana-Amitay, Dalia und Martin L. Albert. *Redefining recovery from aphasia*. New York: Oxford University Press, 2015. 146–160.
- Carota, Antonio, Francesca Rimoldi und Pasquale Calabrese. „Wernicke’s aphasia and attempted suicide.“ *Acta Neurologica Belgica* 116 (2016): 659–661.
- Code, Chris und Manfred Herrmann. „The relevance of emotional and psychosocial factors in aphasia to rehabilitation.“ *Neuropsychological rehabilitation* 13.1–2 (2003): 109–132.
- Code, Chris, Gayle Hemsley und Manfred Herrmann. „The emotional impact of aphasia.“ *Seminars in speech and language* 20.1 (1999): 19–31.
- Code, Chris. „Aphasia.“ *The Handbook of Language and Speech Disorders*. Hg. Jack S. Damico, Nicole Müller und Martin John Ball. Malden: Wiley-Blackwell, 2010. 317–336.
- Costanza, Alessandra, et al. „Hard to say, hard to understand, hard to live’: Possible associations between neurologic language impairments and suicide risk.“ *Brain sciences* 11.12 (2021): 1594.
- Craig, Robert J. „Contributions to psychohistory: XXIII. Hemingway ‘analyzed.’“ *Psychological Reports* 76.3 (1995): 1059–1079.
- Dieguez, Sebastian und Julien Bogousslavsky. „Baudelaire’s aphasia: From poetry to cursing.“ *Neurological disorders in famous artists*. Bd. 2. Hg. Julien Bogousslavsky und Michael G. Hennerici. Basel: Karger, 2010. 121–149.
- Dieguez, Sebastian. „A man can be destroyed but not defeated’: Ernest Hemingway’s near-death experience and declining health.“ *Neurological disorders in famous artists*. Tl. 3, Bd. 27. Hg. Julien Bogousslavsky, Michael G. Hennerici, Hansjörg Bätzner und Claudio Bassetti. Basel: Karger, 2010. 174–206.
- Drummond, Sakina S. *Neurogenic communication disorders: Aphasia and cognitive-communication disorders*. Springfield: Thomas, 2006.
- Fassio, Marcella. „Einführung. Mental Health in Literatur, Populärmedien und Medizin.“ *Mental Health in Literatur, Populärmedien und Medizin. Aushandlungen on psychischer Gesundheit und Krankheit aus intersektionaler Perspektive*. Hg. Marcella Fassio. Berlin: de Gruyter, 2025. 3–22.
- Grande, Marion und Katja Hußmann. *Einführung in die Aphasiologie*. 3. Aufl. Stuttgart: Thieme, 2016.
- Hardy, Richard E. und John G. Cull. *Hemingway: A psychological portrait*. New York, Irvington, 1977.
- Hemingway, Ernest. Banquet Speech [10. Dezember 1954]. <https://www.nobelprize.org/prizes/literature/1954/hemingway/speech/> (1. Dezember 2024).
- Hersh, Deborah. „From individual to global: Human rights and aphasia.“ *International Journal of Speech-Language Pathology* 20.1 (2018): 39–43.
- Hilari, Katerina und Madeline Cruice. „Quality-of-life approach to aphasia.“ *Aphasia and related neurogenic communication disorders*. Hg. Ilias Papathanasiou und Patrick Coppens. 2. Aufl. Burlington: Jones & Bartlett, 2017. 287–311.
- Huber, Walter, Klaus Poeck und Luise Springer. *Klinik und Rehabilitation der Aphasie: Eine Einführung für Therapeuten*. 2. Aufl. Stuttgart: Thieme, 2013.
- Hufschmidt, Andreas, Sebastian Rauer und Franz Xaver Glocke (Hg.). *Neurologie compact*. 9. Aufl. Stuttgart: Thieme, 2022.
- Kao, Shih-Kai und Chia-Ta Chan. „Increased risk of depression and associated symptoms in poststroke aphasia.“ *Scientific Reports* 14.1 (2024): 21352.

- LaPointe, Leonard L. *Aphasia and related neurogenic language disorders*. New York: Thieme, 2018.
- Lutz, Luise. *Das Schweigen verstehen: Über Aphasie*. 4. Aufl. Berlin, Heidelberg und New York: Springer, 2010.
- Martin, Christopher D. „Ernest Hemingway: A psychological autopsy of a suicide.“ *Psychiatry: Interpersonal and Biological Processes* 69.4 (2006): 351–361.
- Papathanasou, Ilias und Patrick Coppens (Hg.). *Aphasia and related neurogenic communication disorders*. 3. Aufl. Burlington: Jones & Bartlett, 2022.
- Parr, Susie. „Living with severe aphasia. Tracking social exclusion.“ *Aphasiology* 21.1 (2007): 98–123.
- Ramuz, C.F. *Tagebuch 1896–1947*. Übers. Elisabeth Ihle und Ferdinand Hardekopf (1896–1947) sowie Ursula von Wiese und Christine Maeder-Viragh (1942–1947). Frauenfeld: Huber, 1982.
- Raymer, Anastasia M. und Leslie J. Gonzalez Rothi (Hg.). *The Oxford Handbook of Aphasia and Language Disorders*. New York: Oxford University Press, 2018.
- Schlesinger, Hope, Ciara Shiggins, Ian I. Kneebone, Niall M. Broomfield und Catherine Ford. „Screening depression and suicidality in post stroke aphasia: A theory of planned behaviour study.“ *Aphasiology* 38.3 (2024): 440–461.
- Schneider, Barbara, Meike Wehmeyer und Holger Grötzbach. *Aphasie. Wege aus dem Sprachdschungel*. 6. Aufl. Berlin: Springer, 2014.
- Schorl, Martin, Britta Förster, Ines Kropff und Mauricio Parra Vasquez. „Gekreuzte Aphasie.“ *Fortschritte der Neurologie · Psychiatrie* 85.01 (2017): 34–42.
- Vitturi, Bruno Kusznir und Rubens José Gagliardi. „Post-stroke aphasia in famous writers: When neurology left geniuses speechless.“ *Arquivos de Neuro-Psychiatria* 79.3 (2021): 251–253.
- Vogel, Christina. „Benjamin Fondane et C. F. Ramuz: Une rencontre insolite au sein de l'espace francophone.“ *Romanica et Balcanica*. Hg. Thede Kahl, Johannes Kramer und Elton Prifti. München: Akademische Verlagsgemeinschaft, 2015. 589–599.
- Windisch, Rudolf. „Romanica et Balcanica. Wolfgang Dahmen zum 65. Geburtstag.“ *Philologica Jassyensis* 23.1 (2016): 345–353.
- Worrall, Linda et al. „Reducing the psychosocial impact of aphasia on mood and quality of life in people with aphasia and the impact of caregiving in family members through the Aphasia Action Success Knowledge (Aphasia ASK) program: Study protocol for a randomized controlled trial.“ *Trials* 17.1 (2016): 153.
- Yalom, Irvin D. und Marilyn Yalom. „Ernest Hemingway—a psychiatric view.“ *Archives of General Psychiatry* 24.6 (1971): 485–494.

